

Sommertage auf Giudecca, Venedig, von 16. bis 19. August 2016; in Hohenems von 16. bis 18. August 2017; in Schwabach bei Nürnberg von 9. bis 11. Juli 2018

Giudecca, Venedig, von 16. bis 19. August 2016

Die endlos lange Schnellstraße, die schnurgerade bis fast nach Venedig führt, hatte endlich ein Ende. Im Parkhaus auf der künstlichen Insel Tronchetto würde ich einen Parkplatz finden, hoffte ich. Ich fuhr die Windungen in die zweite Etage hinauf und sah meine Hoffnung erfüllt. Ich stellte mich zwischen Autos mit überwiegend nichtitalienischen Nummerntafeln. Mit dem Lift fuhr ich hinunter, meinen Trolley dabei und meine Umhängetasche, in der ich Wertsachen, einen Reiseführer, etwas Lektüre und Ausweise verstaut hatte. Ich genehmigte mir eine kleine Stärkung im Buffet vor der Vaporetto-Station, ein Panino mit Salami und ein Coke, danach löste ich eine Wochenkarte für die Vaporetti. Während ich an meinem Coke nippte und die ankommenden und abfahrenden Leute mit ihren teils riesigen Koffern beobachtete, streunten zwei höchstens zehnjährige Buben mit ihren Tretrollern herum, manchmal in rasender Geschwindigkeit, dass ich ihnen zurufen wollte: „Vorsicht! Gebt auf die Leute acht! Über den Haufen dürft ihr niemand fahren!“ Ich unterließ es

aber, einerseits war ich kein Elternteil, andererseits würden sie mich womöglich gar nicht verstehen, schließlich wahrscheinlich ignorieren. Sie verschwanden kurz um die Ecke, dann fuhren sie wieder in vollem Tempo vor mir um die Wette, parallel nebeneinander. Einer der Buben hatte keine Arme, stattdessen Stummel an den Schultern, an denen gleich die Hände anschlossen. Auch die Füße waren nicht gerade ausgerichtet, sondern nach innen gekehrt. Dennoch bewegte sich der Bub, der trotz seiner Behinderung einen ungezwungenen, fröhlichen Eindruck machte, überraschend behände und stand dem anderen kaum nach.

Die Vaporetto-Linie 2 brachte mich nach den Stationen Sacca Fisola und Molino Stucky nach Giudecca Palanca, meiner Zielstation. Das Boot war übertoll, und ich musste mich ziemlich verbiegen, um etwas von den Sehenswürdigkeiten zu sehen. Ich erkannte die beiden Buben von vorhin wieder. Ihre Tretroller hatten sie zusammengeklappt, der eine hielt seinen in Händen, der andere klemmte ihn zwischen Stummel und Körper. Offenbar standen sie an der Seite ihrer Eltern, die manchmal ein paar Worte zu ihnen sagten. Ich meinte, Deutsch mit österreichischem Einschlag zu erkennen, war mir dessen aber im Lärm der vielen Menschen nicht sicher. Die beiden Buben konnten kaum etwas außerhalb des Bootes sehen, ihnen blieben nur die Unterkörper der zahlreichen Passagiere als uninteressante Alternative. Trotz des schlech-

ten Ausblicks konnte ich den Handelshafen mit den Schiffen davor, die Siedlung auf Sacca Fisola, das imposante Backsteingebäude des heutigen Hilton, das Gebäude der Stofffabrik Fortuny und die Häuserzeile an den Fondamenta von Giudecca sehen. Gegen Osten erkannte ich die Fassade der Kirche Il Redentore, die nach Plänen von Palladio errichtet worden war, und noch weiter östlich San Giorgio Maggiore, getrennt von Giudecca quasi auf einer eigenen kleinen Insel gelegen. An diesem mühsam wahrzunehmenden Panorama fuhr ich vorbei, als hätte man eigens eine Modellstadt errichtet, zu der ein Großteil Venedigs geworden ist, insbesondere im Bereich der touristischen Anziehungspunkte. Die meisten Touristen kommen in der Sommerzeit, wenn das Acqua alta fern ist, andere zum Karneval, wo man ihm durchaus begegnen kann und dann ganz unromantisch mit Gummistiefeln über Stege wandeln muss. Peggy Guggenheim nannte das Zusammenspiel von Flut und Ebbe, das eine für Venedig charakteristische Schwingung der ganzen Stadt verursache, „Floatingness“.

In Palanca stieg ich aus und hatte plötzlich wieder den Impuls, den beiden Buben zum Abschied zuzurufen: „Vorsicht, bleibt in der Nähe eurer Eltern und nehmt Rücksicht auf die Fußgänger!“ Natürlich folgte ich dieser erzieherischen Regung nicht. Sie setzten die Fahrt mit ihren Eltern fort. Die Schlüssel für die Wohnung an den Fundamen-

ta, die ich für ein paar Tage günstig gemietet hatte, holte ich in einer Bar, die der Wohnung nahe lag, ab. Ich musste, nachdem ich dem Barkeeper meinen Pass gezeigt hatte, dennoch lange mit ihm parlieren, bis der misstrauische Mann nach hinten ging und nach ein paar Minuten mit einem Mann zurückkam, der sich an mich von einem sehr lange zurückliegenden Besuch erinnern konnte. „Si, si, Signore“, sagte der Mann und übergab mir endlich den Schlüssel. Jetzt lächelte er. „Grazie“, sagte ich und radebrechte in schlechtem Italienisch, ihn bei meiner Abreise verlässlich zurückzubringen.

Ich suchte nach der Nummer des Hauses an den Fondamenta S. Bagio, die man mir genannt hatte, und nach dem Namensschild mit der Aufschrift „Brentano“. Ich dachte: „Welch weicher Klang geht von diesem Namen aus, weich und ruhig. Er beinhaltet eine nahezu friedlich stimmende Komponente ...“ Ich fand die Nummer, aber nicht gleich das Schildchen, weil der Name sehr kleingeschrieben und verblasst war. Endlich hatte ich das unauffällige Schild mit dem Namen Brentano vor mir, der mich naheliegenderweise an Clemens Brentano denken ließ, von dem ich in der Schule gehört und die *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl* gelesen hatte. Auch die Volksliedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* fiel mir ein, die Clemens Brentano mit Achim von Arnim herausgegeben hatte. Zwölf Gedichte daraus vertonte Gustav Mahler zu seinem gleichnamigen Zyklus.

Einer der beiden Schlüssel sperrte die Haustür, und ich betrat eine kleine Eingangshalle. Dunkelheit empfing mich. Eine Stufe führte nach links in ein enges finsternes Stiegenhaus. Ich fand endlich den Schalter für die Beleuchtung, die den Namen jedoch kaum verdiente. Ein trübes, schwaches Licht ging an. Das Haus schien mir in den 1950er-Jahren adaptiert und renoviert worden zu sein: die Eingangstüre, der Steinboden im Eingangsbereich, Holzkassetten an den Wänden. Es gab einen Lift, einen Mini-Lift; ich wählte aber die steile Wendeltreppe in den zweiten Stock, um mir vorzumachen, ich bewege mich ausreichend. Deshalb nahm ich zwei Stufen auf einmal. Ohne Atemnot erreichte ich den zweiten Stock. „Bren-



Namensschild „Brentano“ am Wohnhaus an den Fondamenta

tano“ stand an der Wohnungstür. Von Bekannten hatte ich erfahren: Robert Brentano, ein Spezialist für mittelalterliches Englisch und italienische Geschichte und Professor an der University of California, Berkeley, hatte hier eine Zeit lang die Sommer verbracht. Eines seiner Bücher, *Zwei Kirchen: England und Italien im dreizehnten Jahrhundert*, gewann 1968 den John Gilmary Shea Price und 1970 die Haskins-Medaille. Er, 1926 geboren, hatte die Wohnung auf Giudecca erworben.

Die brentanosche Wohnung war völlig unbewohnt – der Professor war schon lange tot, 2002 war er gestorben, und von seiner Familie und seinen Nachkommen schien niemand mehr Interesse an ihr zu haben –, also durfte ich mich für ein paar Tage einmieten. Der zweite Schlüssel sperrte die Wohnungstür. Als ich eintrat, empfing mich ein abgestandener Geruch und Dunkelheit, aber nicht der Eindruck von Leere, vielmehr der Eindruck einer vollständig eingerichteten Wohnung, deren Bewohner überstürzt aufgebrochen waren und alles, so wie es war, zurückgelassen hatten. Oder vielleicht waren sie nur kurz weg, gingen Besorgungen nach und würden gleich zurückkommen und vor mir, dem Eindringling, über den man sie nicht verständigt hatte, erschrecken und mich brüsk hinauskomplimentieren. Verlassenheit empfing mich und eine Kulisse außerhalb der Zeit, die in mir, dem fremden Besucher, eine historisierende Faszination hervorrief. In jedem

Zimmer schaltete ich die Beleuchtung ein, weil die Fensterläden geschlossen waren. Die meisten kleinen Zimmerfenster gingen in dunkle Schächte hinaus, die kaum Tageslicht hereinließen, nur die Wohnzimmerfenster, ebenso klein und erhöht, schauten zum Canale della Giudecca hinaus. Ich öffnete die Fensterläden. Zerbröckelnde Insektenschutzgitter konnten ihrer Aufgabe kaum gerecht werden. Gegenüber, jenseits des Kanals, fiel mir die Kirche Santa Maria della Visitazione auf, deren graue Fassade an einen griechischen Tempel erinnerte. Im Nordosten ragte die Kuppel von Santa Maria della Salute über die Dächer, und dahinter der Campanile auf der Piazza San Marco.

Die Wohnung, das bemerkte ich nach dem Blick in mehrere Zimmer, war vollständig möbliert, die Regale voll mit Büchern, Kleidungsstücke hingen über Sessel, lagen über Lehnen, hingen in den Kästen. Über der Lehne des Schreibtischsessels hing eine Weste, auf die der Professor bei kühlerer Temperatur zurückgegriffen hatte. Hätten mir die Kleidungsstücke gepasst und hätte ich nicht auf den Zeitgeschmack und den Geruch der Vergangenheit geachtet, sie wären mir zur Verfügung gestanden. Gerahmte Fotos standen auf Tischen, Kästen und Schränken. Der Schreibtisch in dem Zimmer, wo das Bett für mich stand, machte den Eindruck – wieder kam diese Vorstellung in mir hoch –, als wäre Professor Brentano, der dieses Bett wohl benutzt hatte, nur kurz hinausgegan-



Haus auf Giudecca an den Fondamenta, in dem Robert Brentano wohnte; rechts neben dem Fenster neben der Eingangstür die Namenspalette

gen, um in einer Bar einzukehren, einzukaufen oder sich Zigaretten zu holen. Würde er mich der Wohnung verweisen, wenn er mich in seinem Arbeitszimmer antraf oder würde er meiner Erklärung Glauben schenken, man hatte mir diese Übernachtungsmöglichkeit nach bestem Wissen und Gewissen ausnahmsweise angeboten? Ich konnte es ihm erklären, wie es dazu gekommen war.

Kugelschreiber, für die nächsten Aufzeichnungen bereit, in Wirklichkeit trocken und deshalb unbrauchbar, lagen auf der Schreibfläche, Notizzettel, einige beschrieben, einige blank. Bücher standen in einem Wandregal gleich über dem Schreibtisch: eine Geschichte Venedigs, ein Kunstführer, eng-

lisch-italienische Wörterbücher, lateinische Texte, zahlreiche weitere Bücher, die ich mit Ehrfurcht und Achtung betrachtete. Das eine oder andere nahm ich behutsam zur Hand, Staub löste sich. Ich blätterte darin, roch daran. Wie fast immer ließ der Geruch von Büchern in mir ein Glücksgefühl, ein Gefühl der Zufriedenheit entstehen. Ich hatte beinahe den Eindruck, ich tat etwas Verbotenes, so als schnüffelte ich in fremden Dingen, als störte ich eine fremde Intimität, indem ich die Abwesenheit des Inhabers ausnützte. Der Staub auf den Büchern verflüchtigte sich durch die Entnahme aus dem Regal und durch vorsichtiges Wegblasen. Die Erscheinungsjahre zeugten von einer vergangenen Zeit, einer Zeit, in der ich selber noch jung war: die späten 70er-, frühen 80er-Jahre des vorigen Jahrhunderts. Da entdeckte ich auf dem Schreibtisch, etwas nach hinten geschoben, ein Kaleidoskop. Staub bedeckte das Rohr, das mit bunten Mustern verziert war. Ich blies ihn vorsichtig weg, um nicht in eine Staubwolke eingehüllt zu werden. Es war halb so wild, ich bekam keinen Nies- oder Erstickenfallsfall. Mit einem Papiertaschentuch brachte ich das Kaleidoskop zum Glänzen. Ich blickte durch in Richtung Fenster, dessen Läden ich geöffnet hatte, und war plötzlich wieder ein Kind, vielleicht zehn Jahre, vielleicht etwas älter, und ich fragte mich, ob ich überhaupt erwachsen war. Ich drehte am beweglichen Teil, und vor mir erstanden verschiedenste symmetrische Muster, Sterne in allen möglichen

Farben – rote, grüne, blaue, gelbe, lila Glassteinchen –, ebenso Kreise, Rosetten, Ringe, sphärische Gebilde, Fraktalen ähnlich. Die Spiegelungen zauberten Muster in nahezu vollkommener Symmetrie vor meine Augen. Ich war fasziniert. Und diese Muster lebten, änderten sich mit jeder Drehung, bildeten Mischfarben, schienen selber Freude an ihren Metamorphosen zu haben, die jeder statischen Langweiligkeit entgegenstanden. Der Professor schien wie ich von Zeit zu Zeit mit kindlichem Gemüt gesegnet gewesen zu sein, jedenfalls was Kaleidokope betraf. Das bestätigte sich, indem ich auf dem Schreibtisch einen Bausatz für ein Kaleidoskop entdeckte. Die Verpackung war aufgebrochen, und ich leerte sie auf dem Schreibtisch aus. Offenbar war das funktionierende Kaleidoskop, durch das ich geschaut hatte, ein gekauftes Fabrikat. Das andere hätte der Professor wohl gerne zusammengebaut. Am liebsten hätte ich mich hingesezt und das Kaleidoskop nach der Bauanleitung zusammengebastelt. Die Anleitung war zwar italienisch, doch gestand ich mir in einem Zustand der Selbstüberschätzung so viel Geschicklichkeit zu, den Zusammenbau zu schaffen, und ein paar Brocken Italienisch konnte ich auch. Außerdem zeigten Zeichnungen, wie man vorzugehen hatte. Die Gegenstände, die ich auf dem Schreibtisch sah, verführten mich, mich hinzusetzen, mitten am helllichten Sommertag, und zu beginnen: ein Bogen fester Karton im DIN A4-Format, ein Bogen Pergamentpapier, eine Klarsichtfolie,

eine selbstklebende Spiegelfolie, bunte Perlen oder Schmucksteinchen, Lineal und Bleistift, Cutter und Schneideunterlage, Papierschere und Nagelschere, Klebefilm.

Allerdings hielt ich mich in meinem Eifer und meinem Drang zur Bastelei angesichts des wolkenlosen Tages draußen und meiner Vorhaben in den nächsten Tagen zurück. Es gab immerhin ein funktionierendes fertiges Kaleidoskop, das ich vom Staub entkleidet und zum Glänzen gebracht hatte und mit dem ich den Morgen begrüßen und mich abends vom Tag verabschieden konnte. Sich wandelnde, streng geometrische Muster in der Morgendämmerung, ebensolche Muster im Abendrot, eine sehr romantische Vorstellung. Und zuhause würde ich mir ein Kaleidoskop kaufen oder einen Bausatz aus dem Internet bestellen, nein, doch lieber im einschlägigen Handel, so es überhaupt noch ein Geschäft gab, das ein Kaleidoskop im Sortiment führte. In das funktionierende Kaleidoskop auf Brentanos Schreibtisch warf ich jeden Morgen meinen ersten längeren Blick und berauschte mich an der Illusion, die sich wandelnden symmetrischen bunten Bilder seien ein Impuls für einen glücklichen Tag und dessen Vielfalt.

Ein kleines Stehbild, das offenbar den Professor mit einem jungen Mann zeigte – wahrscheinlich seinen Sohn – und einer Frau, von der ich annahm, sie sei seine Gattin, stand filigran auf